

Flitner, Elisabeth

Ein Frauenstudium im Ersten Weltkrieg

Zeitschrift für Pädagogik 34 (1988) 2, S. 153-169



Quellenangabe/ Reference:

Flitner, Elisabeth: Ein Frauenstudium im Ersten Weltkrieg - In: Zeitschrift für Pädagogik 34 (1988) 2, S. 153-169 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-144735 - DOI: 10.25656/01:14473

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-144735>

<https://doi.org/10.25656/01:14473>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 34 – Heft 2 – März 1988

I. Essay

ELISABETH FLITNER Ein Frauenstudium im Ersten Weltkrieg 153

II. Thema: „Geschichte der Mädchenbildung und des Frauenstudiums“

HANS-JÜRGEN APEL Sonderwege zum Abitur im Deutschen Kaiserreich 171

BERND ZYMEK Der Strukturwandel des höheren Mädchenschulsystems in Preußen 1908–1941 191

EDITH GLASER/
ULRICH HERRMANN Konkurrenz und Dankbarkeit. Frauenstudium und Studentinnen-Alltag an einer deutschen Universität zwischen 1904 und 1934 205

III. Diskussion

GOTTHILF G. HILLER Perspektiven der Schule für Lernbehinderte. Umriss eines Bildungskonzeptes für Kinder und Jugendliche der unteren Statusgruppen 227

WOLFGANG BREZINKA Über den begrenzten Nutzen wissenschaftstheoretischer Reflexionen für ein System der Erziehungswissenschaft. Eine Antwort an Walter Herzog 247

IV. Rezensionen

HEINZ-ELMAR TENORTH WILHELM FLITNER: Erinnerungen 1889–1945 271

WOLFGANG ALTHOF WOLFGANG EDELSTEIN/JÜRGEN HABERMAS (Hrsg.): Soziale Interaktion und soziales Verstehen. Beiträge zur Entwicklung der Interaktionskompetenz 275

- WOLFGANG ALTHOF WOLFGANG EDELSTEIN/GERTRUD NUNNER-WINKLER (Hrsg.): Zur Bestimmung der Moral. Philosophische und sozialwissenschaftliche Beiträge zur Moralforschung 275
- FRIEDRICH SCHWEITZER FRITZ OSER/REINHARD FATKE/OTFRIED HÖFFE (Hrsg.): Transformation und Entwicklung. Grundlagen der Moralerziehung 284
- FRIEDRICH SCHWEITZER FRITZ OSER/WOLFGANG ALTHOF/DETLEF GARZ (Hrsg.): Moralische Zugänge zum Menschen, Zugänge zum moralischen Menschen. Beiträge zur Entstehung moralischer Identität 284
- RAINER WINKEL BRIAN und SHIRLEY SUTTON-SMITH: Hoppe, hoppe, Reiter ... Die Bedeutung von Kinder-Eltern-Spielen 288

V. Dokumentation

Pädagogische Neuerscheinungen 293

Contents

I. Essay

- ELISABETH FLITNER Women in the University During the First World War
– An Autobiographical Report 153

II. Topic: The History of Higher Education for Girls

- HANS-JÜRGEN APEL Special Arrangements for Girls to Take the Final
Examination in the Era of the German Empire
171
- BERND ZYMEK Structural Changes in Secondary Education for Girls
in Prussia, 1908–1941 191
- EDITH GLASER/
ULRICH HERRMANN Competition and Gratitude – Memoirs of Some of the
First Women to Enter the Universities (in this Case
Tübingen) During the First Three Decades of the
Twentieth Century 205

III. Discussion

- GOTTHILF G. HILLER 227
- WOLFGANG BREZINKA On the Restricted Use of Epistemological Studies for
a System of the Science of Education – A Reply
247

IV. Book Reviews 271

V. Documentation

- New Books 293

Ein Frauenstudium im Ersten Weltkrieg*

Zusammenfassung

Die Autorin berichtet von ihrer Schulzeit und dem Weg zum Abitur, das sie im ersten Abitursjahrgang an einem thüringischen Mädchengymnasium im Jahre 1915 ablegte. Der Bericht vom Studium in Berlin, München und Heidelberg (in den Fächern Nationalökonomie und Jura) veranschaulicht die besonderen Chancen, die studierende Frauen während des Ersten Weltkriegs an deutschen Universitäten wahrnehmen konnten. Soziale Hilfsdienste während des Krieges und familiäre Aufgaben nach dem Krieg zögerten die Promotion zwar hinaus – sie erfolgte 1925 in Jena –, diese eröffnete dann aber eine Fülle von Möglichkeiten öffentlicher caritativer und pädagogischer Wirksamkeit bis zur NS-Zeit und nach 1945.

1. Der Weg zum Studium wird frei

Als in unserem Freundeskreis bekannt wurde, daß ich Abitur machen und studieren wolle, verblüffte uns OTTO HERBIG, der Maler, durch den temperamentvollen Ausruf: „Wie schade!“ und begründete sein Bedauern auf Fragen hin mit: „Da wird man doch so häßlich.“ Wir verlachten den Künstler, der nur ästhetische Bewertung gelten ließ. Aber so ganz unrecht hatte er nicht. Den meisten Studentinnen sah man die Widerstände an, die sie zu überwinden hatten, man spürte die Energie, mit der sie ihren Weg freiräumen mußten. Oft gaben sie sich in ihrem Auftreten betont männlich und entsprachen nicht dem Frauenideal ihrer Zeit. Zwar fanden auch wir noch Hindernisse vorm Abitur, fühlten uns aber nicht eingeengt, sondern von Fesseln befreit, voll Dankbarkeit für das Privileg, studieren zu dürfen, und von der Verpflichtung erfüllt, uns als Akademikerinnen zu bewähren.

Wenn man mich als kleines Mädchen gefragt hätte, was ich werden möchte, hätte ich wahrscheinlich „Waschfrau“ geantwortet. Ich fand es köstlich, auf dem blinkenden Waschbrett zu rubbeln und eine ganze Wanne voll Seifenschaum zu zaubern und hatte meinen Spaß an den lustigen Bewegungen der Wäsche, wenn sie im Wind auf der Leine flatterte. Im Ernst wurde mir die Frage kurz nach dem Tod meines Vaters – ich war dreizehn Jahre alt – von FRITZ HABER, seinem Jugendfreund und Erfinder von „Stickstoff aus der Luft“, gestellt. Meine Antwort ist mit seiner Handschrift in einem Buch enthalten, das er mir geschenkt hat: „Der zukünftigen Wickersdorfer Hausmutter“. Einige Monate vorher hatte PAUL GEHEEB, in dessen „Familie“ mein ältester Bruder im Lietz'schen Landerziehungsheim Haubinda gewesen war, von der neugegründeten „Freien Schulgemeinde Wickersdorf“ erzählt, von den begeisterungsfähigen pädagogischen Mitarbeitern und der Schwierigkeit, jemanden mit gleicher Einsatzfreudigkeit für die Haushaltung zu gewinnen. Äußerte sich bei mir

* Dr. ELISABETH FLITNER, geb. CZAPSKI, geboren 1894 in Jena, lebt in Tübingen. Über ihre Kindheit und Jugendzeit berichtete sie in dem von RUDOLF PÖRTNER herausgegebenen Band: „Kindheit im Kaiserreich“. Düsseldorf 1987, S. 45–53. Vom „Serakreis“ und den Kriegsjahren erzählt WILHELM FLITNER in seinen „Erinnerungen 1889–1945“. Paderborn 1986. – Ausgewählte Aufsätze von ELISABETH FLITNER sollen unter dem Titel „Die Charta des Kindes“ im Lambertus-Verlag Freiburg i. Br. 1988 erscheinen.

schon damals der Wunsch, durch persönlichen Einsatz in Notlagen einzugreifen, um anderen Menschen zur Führung eines erfüllten Lebens hilfreich zu sein?

Welche Ausbildung ich hierfür durchmachen müßte, danach fragte ich nicht. Jedenfalls brauchte ich kein Abitur. Das hätte ich zwar nach meines Vaters Vorschlag machen sollen; aber zur Vorbereitung wären jahrelange Privatstunden nötig gewesen, da es in Thüringen keine Gymnasien für Mädchen gab und ihnen der Besuch von Knabenschulen nicht gestattet wurde. Nach dem Tod meines Vaters war mir ein solcher Weg finanziell nicht mehr möglich. Meine älteste Schwester war schon verlobt und hatte nur für den Haushalt gelernt, aber für uns vier jüngere Schwestern stand fest, daß wir eine Berufsausbildung haben mußten.

So absolvierte ich das zehnklassige Lyceum und trat dann in die Selecta ein, um die Zeit bis zu einer Ausbildung zu überbrücken. Man konnte nach freier Wahl die Schulbildung in einigen Fächern vertiefen und zugleich an mehreren Tagen der Woche, gemeinsam mit anderen, im städtischen Kinderhort helfen, wo wir zumal für Nachhilfeunterricht sehr willkommen waren. Im letzten Schuljahr hatten wir für die Religionsstunden, in der Selecta auch für Deutsch, erstmalig eine akademische Lehrerin, Dr. ADA WEINEL, Frau eines Theologieprofessors. Das war ein Unterricht, wie wir ihn bisher nicht kannten. Wir bekamen nicht Betrachtungen und resümierte Klischees aufgetischt, sondern ein Quellenbuch von brisanter Aktualität, wurden in die Bibelkritik eingeführt und als Gesprächspartner ernst genommen. Mir gingen die Augen auf vor einer ungeahnten wissenschaftlichen Welt, und ich meldete mich vom gleichzeitigen Konfirmandenunterricht ab, um keine Stunde zu versäumen. In Deutsch wurden wir in die Literatur des 19. Jahrhunderts eingeführt. Jeder wählte ein Werk, um sich selbständig damit auseinanderzusetzen und darüber zu referieren. Auch hier erschlossen sich neue Welten, und man glaubte, geradezu körperlich die sprudelnden Quellen zu spüren.

In den Sommerferien traf ich die Lehrerin auf einem Ausflug und wurde von ihr zu einer Teestunde eingeladen, die sie dazu benutzte, mich zu überreden, ich solle, ich müsse das Abitur machen. Es gebe für akademisch gebildete Frauen ein weites Feld dringend notwendiger verantwortungsvoller Aufgaben. Im nächsten Jahr (1912) werde eine Studienanstalt für Mädchen nach preußischem Muster in Jena errichtet, so daß man ohne Privatunterricht das Ziel erreichen könne. Diese Gelegenheit müsse ich wahrnehmen. Meine Mutter stimmte dem Plan sofort zu und ermöglichte mir durch teilweise Entlastung von häuslichen Pflichten, das fehlende Pensum in Latein und Mathematik zu erarbeiten und zu Ostern 1912 in die Obersekunda des neuen Mädchen-Realgymnasiums einzutreten. Die Privatstunden in Latein „bezahlte“ ich durch tägliche Hilfe im jungen Haushalt meines Lehrers.

Wir waren siebzehn Schülerinnen verschiedenen Alters, die 1915 das erste Abitur an einer Mädchenschule in Thüringen machen konnten. Unsere soziale Lage habe ich mir erst viel später klargemacht: Alle waren darauf angewiesen, einmal für ihren Lebensunterhalt sorgen zu müssen, weil kein Kapital oder eine hohe Stellung des Vaters im Hintergrund stand. Wir waren die Töchter von kinderreichen Volksschullehrern und von Witwen. Erst Jahre später fanden auch Töchter von Professoren und anderen höheren Beamten sowie die von Industriedirektoren den Weg zu einer akademischen Bildung. Die Rückkehr auf die harte Schulbank, nachdem wir ein Jahr oder länger die Freiheit eines Erwachsenen genossen hatten, wurde uns nicht

leicht. Bei altmodischem Frontalunterricht wurden wir mit Hausaufgaben überhäuft; an manchen Tagen saß ich fünf Stunden über den Rechnungen und Zeichnungen für Mathematik. Die lebendigen Sprachen waren pedantisch und tot. In Deutsch versicherte uns der Lehrer, daß er von sich aus eben diese Bewertung und Deutung einer Dichtung gefunden habe; aber wir lachten hinter seinem Rücken und manchmal wie Backfische ganz offen in der Stunde, weil wir seine „Entdeckungen“ Wort für Wort in einem Buch nachlesen konnten, das eine von uns ausfindig gemacht hatte.

Ich empfand den Unterricht zeitweise so unergiebig, daß ich bei meiner Mutter, die ohnehin jeglicher Verschulung feind war, offene Ohren fand, als ich den Plan faßte, in Unterprima den Schulbesuch für einige Wochen zu unterbrechen, um nach Paris zu gehen, wo ich das nötige Pensum für mich erarbeiten wollte. Ich konnte bei meiner Patentante, einer guten Freundin meiner Mutter, wohnen. Sie war Privatlehrerin für Deutsch und Englisch und lebte mit zwei Adoptivtöchtern, die sie buchstäblich aus der Gosse aufgelesen hatte, in einer bescheidenen Zwei-Zimmer-Wohnung in der Versailler Straße, im Hinterhaus ganz ruhig am Rande eines Friedhofs. Sie erwirkte mir die Erlaubnis, an einigen Stunden im Lyceum teilzunehmen. So fand ich sofort Umgang mit gleichaltrigen Mädchen und wurde herzlich aufgenommen.

Was mir darüber hinaus Paris zu bieten hatte, war unermeßlich. Schon bei der Droschkenfahrt vom Bahnhof nach der Ankunft geriet ich in einen Taumel über die Straßen und Gebäude, wie ich sie in ihrer Pracht nie erträumt hatte. Eine Postkarte, in der ich meine Ankunft mitteilte, fand sich noch im Nachlaß meiner Mutter, wahrscheinlich, weil sie von meiner Hochstimmung selbst gerührt war. Obgleich ich das heimische Schulpensum mitarbeitete, hatte ich genug Zeit, um fast jeden Tag mit dem Bus oder dem Seine-Dampfer in die Stadt zu fahren und stundenlang in Nôtre-Dame und den Museen zu verweilen; stets mit dem Stadtplan in der Hand, weil ich es mir zum Prinzip gemacht hatte, nie jemanden nach dem Weg fragen zu müssen. Mit meiner Gastfamilie sah ich klassische und romantische Stücke in der Comédie Française und besuchte einmal auch die großartige Oper. Abends allein auszugehen, wäre damals für ein junges Mädchen sittengefährdend gewesen. Als ich einmal kurz nach 8 Uhr abends mit der Metro heimfuhr, waren alle Blicke auf mich gerichtet; und als wir an einer Station „Wilhem“ vorbeikamen, wiederholten einige Arbeiter den Namen höhnisch und provozierend unter Hinzufügung „l'Empereur allemand“, in mir eine Deutsche vermutend.

Es war eine herrliche Zeit. Trotz der späten Jahreszeit – Oktober bis Weihnachten – hatte ich großartige Landschaftseindrücke in den bunten Laubwäldern von St. Cloud, den blumenreichen Parks in Versailles und zuletzt durch den Schnee auf den Kathedralen und den mächtigen Bäumen. Das Leben in der kleinen Familie war äußerst harmonisch, puritanischer als in meinem Elternhaus. Einen Teil der Zeit wohnte ich bei der Schwester meiner Patentante, die außer im Lyceum auch in der Lehrerbildungsstätte St. Cloud unterrichtete und einen höheren Sozialstatus hatte, mich zu Einladungen mitnahm und mit mir „gueuser“ (betteln) ging. Sie betreute zahlreiche arme Familien, die unter Bedingungen lebten, die aller Beschreibung spotteten. In Häusern, deren Treppen außen angebracht waren, wohnten unzählige Familien jeweils in einem Zimmer, durch offene Flure miteinander verbunden. Im Innenhof spielten schmutzige Kinder, denen rücksichtslos der Kehricht auf den

Kopf gefegt wurde. Ich hatte Muße, mir das anzusehen, während die Tante mit den Frauen sprach. Die Mittel für ihre Wohltätigkeit bekam sie von Eltern wohlhabender Schülerinnen, vorwiegend von jüdischen Familien. Bis tief in die Nacht wurden Briefe an die Schützlinge geschrieben; oft waren es zehn oder zwölf, die ich morgens zur Post mitnahm. Einige Frauen mußten sich die Briefe von ihren Kindern vorlesen lassen, weil sie selbst nicht lesen konnten. Analphabetin war auch die Haushälterin der Tante, die über ein so gutes Gedächtnis verfügte, daß sie jeweils am Wochenende über alle Einkäufe genau Rechenschaft geben konnte, auch alle Namen derer behielt, die persönlich oder brieflich mit ihrer Herrin im Umgang standen.

Meine Schule in Jena war wenig einverstanden mit meiner Flucht und machte mir Schwierigkeiten. Ich mußte mich für ein Vierteljahr amtlich abmelden und bei der Rückkehr in allen Fächern eine schriftliche und mündliche Prüfung absolvieren, auch in Französisch. Das letzte Schuljahr verlief rasch. Bei Beginn der Sommerferien brach der Krieg aus. Wir stellten uns sofort für Hilfsdienste in Kindergärten und Horten zur Verfügung und absolvierten Kurse für Verwundetenpflege beim Roten Kreuz. Als dann der Unterricht wieder begann, war das Lehrerkollegium verändert. Universitätsprofessoren und pensionierte Schulräte traten für die einberufenen Lehrer ein und brachten einen anderen Stil. Es wurde von uns erwartet, daß wir Referate halten konnten; wir bildeten Seminare und lernten, uns eine Meinung zu bilden und sie zu vertreten. Die Anforderungen waren hoch, da bewiesen werden sollte, daß Mädchen genauso lernfähig seien wie Jungen. Die Prüfung war streng, dauerte eine Woche vor- und nachmittags und bezog sich auf alle Fächer; Befreiung vom Mündlichen gab es nicht. Ein Schulrat aus Weimar war die ganze Zeit anwesend. Beim Abschluß sagten wir uns erstaunt: „Das kann jeder“, fühlten uns aber über das Erreichte in einem Rausch von „Sieg“. Der Weg zum Studium war frei.

II. Fruchtbare Frühsemester

Noch bevor ich einen ersten Gang zur Universität gemacht hatte, um mich über mein Studium zu informieren, eröffnete mir ein Brief der Berliner Freunde meines Vaters an meine Mutter unerwartete Möglichkeiten. Er enthielt das Angebot, meine Studienkosten zu übernehmen. So war ich also nicht genötigt, im Elternhaus zu wohnen und in Jena zu studieren, sondern konnte schon im ersten Semester an eine andere Universität gehen, was weit mehr bedeutete, als nur die Schulbank zu vertauschen. Auf Anregung meiner Mutter, die regelmäßig durch „Die Hilfe“ (herausgegeben von FRIEDRICH NAUMANN) und die Zeitschrift „Frauenkleidung und Frauenkultur“ über die Frauenbewegung und moderne soziale Bestrebungen informiert wurde, wählte ich das damals neue Studienfach Nationalökonomie und die Universität Berlin. Als Berufsfeld sah ich ein vages unüberschaubares Gebiet von Sozialarbeit vor mir. Meine jüngste Schwester, die zum Geburtstag der Mutter alle acht Geschwister in Bild und Reim darzustellen versucht hatte, malte mich umgeben von einem Kreis bunter Städte hilferufend: „Wohin?“ und ließ das begleitende Gedicht mit dem Spruch enden: „Denn wo sie weilt, trübt keine Wolke/das Wohl der Armen und vom Volke“, womit sie meine überspannten Hoffnungen ganz gut getroffen und ironisiert hatte. Es war mir klar, daß ich mein Ziel nicht auf raschem Wege erreichen könnte, sondern ein breites Fundament legen mußte, wenn ich fachgerecht im sozialen Beruf tätig sein wollte. Aber bei Studienbeginn war ich

dann doch überrascht über den theoretischen Unterbau und die soziologischen und philosophischen Analysen, die mir geboten wurden. Von der Schule her war ich nicht auf die Inhalte der Vorlesungen vorbereitet.

Die meisten Studenten begannen ihr Studium an einer kleinen Universität und kamen erst in höheren Semestern nach Berlin. Dementsprechend waren die Vorlesungen sehr anspruchsvoll. Ich belegte viel zu viele und absolvierte sie als geduldige ZuhörerIn, ohne folgen zu können. So weiß ich noch, daß OTTO HINTZE die 17. Verfassung in Frankreich analysierte; aber was eine Verfassung ist und welche staatstragende Bedeutung sie hat, wußte ich nicht. Die umfassende Einführung in die Agrarpolitik von MAX SERING jedoch öffnete mir den Blick für die landwirtschaftliche Struktur in Deutschland und machte mir die heftigen politischen Auseinandersetzungen im preußischen Landtag verständlich. Ähnlich lernte ich die Probleme der Arbeiterfrage durch HEINRICH HERKNER kennen. In Ergänzung seiner Vorlesung veranstaltete SERING in den Pfingstferien mit etwa 40 Teilnehmern eine Studienfahrt nach Hamburg. Bei einer Hafenrundfahrt erfuhren und sahen wir zu unserem Erstaunen, daß der größere Teil der Ozeanschiffe noch unter Segel fuhr und hörten im anschließenden Gespräch bei der HAPAG, daß dies trotz des Zeitverlustes weit ökonomischer sei. Einen vollen Tag verbrachten wir im Konsumverein („Produktion“), der im Interesse seiner Kunden nicht nur den Verkauf so billig wie möglich halten wollte, sondern über große eigene Produktionsstätten verfügte. Viele Stunden wateten wir durch das Himmelmoor in Schleswig-Holstein, um die Torf- und Moorwirtschaft kennenzulernen. Es waren Sommertage mit pausenlosem kaltem Regen.

Neben den Vorlesungen gab es Seminare für Anfänger; und ausschließlich diesen verdanke ich einen systematischen Unterbau. Es war vor allem Frau Dr. ENGEL-REIMERS, einzige weibliche Dozentin in meinem Studienverlauf, die uns streng in die Schule nahm, uns Aufgaben stellte, Lektüre zuwies und Referate abverlangte. Professor JASTROW gab eine Einführung in ADAM SMITH und eine ergänzende Vorlesung an der Handelshochschule, die uns Anfänger nicht überforderte. Was mich nebenher am meisten förderte, war die fortgesetzte, fast pausenlose Diskussion mit anderen Studenten. Jede auftauchende Frage wendeten wir im Gespräch hin und her und suchten uns gegenseitig die Zusammenhänge klar zu machen.

Trotz des Krieges waren Vorlesungen und Seminare gut besucht, Vorlesungen vorwiegend von Männern, Seminare von Frauen. Zwei Gruppen waren dominant. Die Töchter reicher jüdischer Kaufleute, die durch private Nachhilfestunden das Abitur gemacht hatten, suchten und fanden stets die intellektuellen Probleme und diskutierten gern; die Töchter von Pfarrern und Lehrern, von ihren Vätern fürs Studium vorbereitet, waren christlich caritativ motiviert und einsatzfreudig in der sozialen Praxis. Ich fühlte mich in meinen Interessen beiden Gruppen – aber keiner ganz – zugehörig, da ich gleichermaßen theoretische und caritative Tendenzen verfolgte. Ich war tapfer in das Studium eingestiegen und fühlte mich ganz auf dem richtigen Weg. Nach allen Seiten hin eröffneten sich lohnende Aufgaben wie ein unüberhörbarer Ruf. Einige der Kommilitoninnen schienen in gleichem Maße betroffen. Nur eine Enttäuschung wurde mir nicht erspart. Ich war in der Erwartung zur Universität gekommen, hier die reine Wahrheit zu finden, wurde aber bald eines anderen belehrt. Als ich einer älteren Studentin von einer Vorlesung berichtete, wo

die Bildung des Kapitals als Erfolg des Sparens erklärt worden war, sagte sie leichthin: „Der hat eben die Spartheorie“. Also gab es sie nicht, die absolut eindeutige Wahrheit? Ich fiel aus allen Wolken und spüre noch heute das damalige Erschrecken. – Die Hauptvorlesungen waren vierstündig als Doppelstunden, die meisten mittwochs und sonnabends. Der Richtungsstreit in meinem Studienfach war so heftig, daß die Professoren die Kollegs absichtlich auf die gleichen Stunden legten, so daß sich die Studenten entscheiden mußten, ohne die Möglichkeit des Vergleichs zu haben.

Ich konnte mich so einrichten, daß ich an zwei Wochentagen keine Vorlesungen hatte, nur Seminare am Abend, und arbeitete dann von 8 bis 18 Uhr – selbstverständlich ehrenamtlich – im Nationalen Frauendienst, in dem sich erstmalig bürgerliche und proletarische Frauen zusammengeschlossen hatten, um gemeinsam die Not des Krieges zu mildern. Durch Reichsgesetz wurde den Familien, deren Ernährer zum Heer einberufen war, der Anspruch auf eine Unterstützung zuerkannt, die den notdürftigsten Unterhalt deckte. Wir Helferinnen hatten die Aufgabe, die Familien aufzusuchen und zu prüfen, in welchem Rahmen notwendige Zuschüsse gewährt werden mußten, so für Heizung, Kleidung, Medikamente, Schulgeld und anderes.

Im Norden der Stadt, im Umfeld des schönen Fabrikneubaus der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft von PETER BEHRENS hatte ich unermüdlich Recherchen zu machen. Ich streifte durch baumlose Straßen, verstopft von Verkehr, Fußgängern, zweirädrigen Karren mit Gemüse und Obst und über das Kopfsteinpflaster polternden Pferdewagen. Die Mietskasernen waren vier bis fünf Stockwerke hoch und hatten bis zu zehn Hinterhäuser, in deren dunklen Höfen die Kinder spielten. Ich bekam Einblick in sehr unterschiedliche Familienverhältnisse. Alle waren „arm“, weil das Einkommen des Mannes wegfiel. Es gab Familien, die willenlos ins Proletariat abglitten, und andere, die es fertigbrachten, einen bescheidenen bürgerlichen Lebensstil fortzuführen. Das Gesetz enthielt die Bestimmung, daß „bei Bedürftigkeit“ eine Zahlung zu erfolgen habe. Der Begriff der Bedürftigkeit wurde dadurch sowohl zur Voraussetzung als auch zum Maßstab der Zahlung; denn gezahlt werden mußte so viel, bis keine Bedürftigkeit mehr vorlag. Eine so vage Bestimmung mußte zu sehr verschiedenen Auslegungen führen. Man hätte auch untersuchen müssen, was es für weite Kreise bedeutete, Wohlfahrtsempfänger von „Unterstützung“ zu werden, nachdem sie bisher Einkommen auf Grund einer Leistung bezogen hatten. Wie ich später im Rahmen meiner Dissertation bei einem Vergleich der Methoden der Kriegsunterstützung in fünfzehn deutschen Großstädten feststellte, waren die Maßstäbe in Berlin besonders hart, die Zuteilungen dürrtig, während man in München großzügig verfuhr und den Sozialstatus aufrechtzuerhalten suchte. Die Leitung der Bezirksarbeit lag in Händen von FRIEDA WUNDERLICH, die damals noch studierte und nach ihrer Emigration Professorin an der New School of Social Research in New York wurde. Sie gab geheime Zensuren für jeden Bericht. Durch Indiskretion erfuhr ich, daß sie mir einmal die Eins gab, was fast nie vorkam. Ich hatte ausfindig gemacht, daß ein eingezogener Soldat als Deserteur in der Wohnung versteckt gehalten wurde. So kriegsbesessen waren wir alle damals, daß wir in der Meldung eine patriotische Tat sahen. Heute denke ich daran mit tiefer Scham.

Geisteswissenschaftliche Vorlesungen allgemeiner Art hörte ich nicht, aber Vorträge führender Persönlichkeiten der deutschen Frauenbewegung. Ihre Forderungen: gleiches Recht, gleiche Bildung und gleiche Berufschancen waren mir bekannt. Was diese Frauen auszeichnete war, daß sie handelten und Einrichtungen für Frauen schufen, um ihre Ziele durchzusetzen wie Gymnasialkurse für Mädchen, Berufsausbildungsstätten (Lette-Verein), Fachschulen für Sozialberufe, Rechtsberatung. Mit Beginn des Krieges beanspruchten und gewannen sie als neuen Handlungsspielraum die Domäne des Sozialen, wodurch sie zu einem für die „Heimatfront“ unentbehrlichen Faktor wurden. Auf längere Sicht hin öffnete sich den Frauen so ein weites Feld der Mitwirkung und Mitverantwortung im öffentlichen Leben und der Zugang zu höheren bezahlten – nicht nur ehrenamtlichen – Stellen. Die eindrucksvollste Erscheinung war die Politikerin GERTRUD BAUMER, zusammen mit HELENE LANGE Mitherausgeberin der Zeitschrift „Die Frau“, später Reichstagsabgeordnete und erste Ministerialrätin in Deutschland im Reichsinnenministerium. Hochintelligent, im Auftreten souverän, redete sie ohne Manuskript in kultivierter Diktion, begeisterungsfähig, aber nie pathetisch, eine gewinnende Führernatur. Ihre ältere Freundin HELENE LANGE wirkte wärmer und mütterlicher. MARIE BAUM war immer zu Gesprächen mit uns jungen Leuten bereit. Ich habe sie wiederholt noch im hohen Alter in Heidelberg besucht. Zu ALICE SALOMON hatte ich eine persönliche Empfehlung und suchte sie auf. Sie veranlaßte mich, in einem der von ihr gegründeten Arbeiterinnenheime einen Abendkurs über deutsche Geschichte abzuhalten. Einmal in der Woche trug ich den „Damen“ – auf welche Titulatur sie großen Wert legten – treuherzig vor, was ich in der Schule gelernt hatte. Als ich aber zur Revolution 1848 kam, fiel mein Lehrgebäude wie ein Kartenhaus zusammen. Sie wußten viel besser Bescheid über die blutigen sozialen Kämpfe und vertraten ihren Standpunkt mit Leidenschaft.

Bei den Vorträgen traf man ältere Akademikerinnen, die von ihrer Berufstätigkeit berichteten. Die Leiterin des Berliner Arbeitsamtes – das etwa war ein Beruf, wie er mir vorschwebte – fragte mich einmal, wann ich zum Schlafen käme. „Von Mitternacht bis 6 Uhr“, sagte ich unbefangen. Ihrem „Das können Sie später nicht mehr“ schenkte ich keinen Glauben. Alle diese begabten, verantwortungsbewußten, erfolgreichen Frauen wurden 1933 ihrer Ämter enthoben.

Wenige Tage nach der Immatrikulation bekam jeder Neuling schriftliche Einladungen von den studentischen Frauenverbindungen zur Teilnahme an einer Sitzung und zur Mitgliedschaft. Um mir ein Bild zu verschaffen, nahm ich mehrere Einladungen wahr. Man wurde in den üblichen Ablauf des Abends eingereiht und konnte Stil und Inhalt des Vereins kennenlernen. Am penetrantesten steht mir ein deutschnationaler Club vor Augen. Jede Teilnehmerin hatte ein Seidel Bier vor sich stehen, die Chargierten trugen bunte Mützen und Schärpen; es wurde „Salamander reiben“ kommandiert und patriotisch gesungen – eine groteske Kopie der männlichen Verbindungen, wie ich sie von Jena her kannte. Dort hatte man sie gesehen, wie sie sich in den Straßen der Stadt als Narren gebärdeten, farbigen Wicks zur Schau trugen und lustige Umzüge veranstalteten, um jemanden in den Karzer zu begleiten. Zur Unkenntlichkeit durch Verbände entstellt, sah man sie aus den Mensuren kommen und hörte sie nachts in den Straßen lärmen. Von der Bedeutung einer studentischen Verbindung erfuhr man nichts. Die Bürger, ausnahmslos als „Philister“ bezeichnet, wurden als eine Art Trittbrett für ihre studentischen Umtriebe be-

trachtet. Nur wenn die Verbindungen bei Feierlichkeiten mit ihren Fahnen aufzogen, um einen farbigen Hintergrund zu bilden, war ihre abgelebte Formalität erträglich.

Da während des Krieges alle festlichen Veranstaltungen wegfielen, gab es wenig Gelegenheit, männliche Kommilitonen kennenzulernen. Einmal fand ich auf meiner Visitenkarte, die ich wie üblich auf meinem Platz befestigt hatte, eine zarte Huldigung; mit Text und zierlichen Noten war eingetragen: „Tannhäuser“, Akt III, Wolfram: „Elisabeth, darf ich Dich nicht geleiten?“ Ich bemühte mich nicht, den Schreiber ausfindig zu machen. Er hatte offensichtlich bei einer anderen Vorlesung auf meinem Platz gegessen.

Im ersten Semester wohnte ich in einem Zimmer in Wilmersdorf bei einer adligen, älteren, betont „christlichen“ Studentin, die ihr spät begonnenes Studium nicht sehr ernst zu nehmen schien. Mein Umgang mit jüdischen Freunden veranlaßte sie zu naiven antisemitischen Äußerungen, bis ich sie darauf hinwies, daß Jesus selbst Jude gewesen sei.

Für meine Ernährung mußte ich selbst sorgen. Seit kurzem waren Brotmarken eingeführt; da man aufgefordert wurde, zu sparen und die nicht verbrauchten Marken abzuliefern, übergab ich pflichtgemäß den Rest dem Hausmeister, nicht erwägend, daß er sie für seine Familie verwenden würde. – Im Wintersemester bekam ich ein Zimmer im neugegründeten Augusta-Viktoria-Haus, dem ersten deutschen Studentinnenheim, wo man Kommilitoninnen anderer Fakultäten kennenlernen konnte und die Möglichkeit hatte, sich für eine warme Hauptmahlzeit anzumelden. Eine Mensa gab es nicht; Gaststätten vermied ich und habe eher auf ein warmes Essen verzichtet.

Die Stadt bot mir kulturelle Erlebnisse in Fülle; Opern, Konzerte und Theater waren von höchster Qualität wie im Frieden. Ich war oft zu Gast bei der Freundesfamilie, der ich das Stipendium verdankte, im Sommer sonntags auf ihrem Landsitz auf Schwanenwerder an der Havel; ich besuchte auch Verwandte und bekam Besuch von Soldaten aus unserem Freundeskreis, die verwundet oder zu Besuch von Lehrgängen in der Heimat waren. Unter den befreundeten aktiven Soldaten war auch mein Vetter, der einen längeren Genesungsurlaub hatte, nachdem er bereits 1914 wegen eines kühnen Handstreichs mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war. Wir waren geschwisterlich vertraut. Er suchte mich, dank seines Leutnantgehaltes, durch gemeinsames Abendessen in renommierten Lokalen zu verwöhnen. Zu meiner Bestürzung sagte er eines Abends, als er mich in meinem Zimmer abholte, ruhig und feierlich: „Ich will Dich heiraten.“ Ich will und kann mir nicht mehr vergegenwärtigen, welche Gedanken und Empfindungen auf mich einstürzten. Er bot mir die Stellung einer Herrin auf seinem großen Rittergut in der Provinz Posen an. Was unsere „Sera“-Freunde zu „bieten“ hatten, war allenfalls ein bescheidenes Brot. Aber heiraten? Wir brachen unseren Verkehr ab. Ich bewahrte Stillschweigen, er aber plauderte aus, und seine Familie schmähte mich. Viele Jahre später war alles vergessen, und im Alter, als er als Emigrant in Brasilien lebte, die geschwisterliche Beziehung wieder hergestellt.

III. Sinnerfüllte Freiheit

Ich weiß nicht mehr, waren es Flucht vor der verarmenden Großstadt Berlin, Neugier und Freiheitsdrang oder war es der Ruf von Freunden, was mich zu dem Entschluß brachte, nach München zu gehen. Der beste Freund meines älteren Bruders war Assistent bei dem Kunsthistoriker HEINRICH WÖLFFLIN geworden, und auch die beste Freundin meiner älteren Schwester, Malerin, war nach München gezogen. Meine mütterliche Freundin ließ mich ungern in die Stadt mit dem künstlerisch-lockeren Lebensstil ziehen. Ihre Sorge war unbegründet! Ich habe ein denkbar braves Familienleben mit den Freunden geführt, mit ihnen täglich im Vegetarischen gegessen – in allen anderen Gaststätten bestand Getränkezwang – und abends mit ihnen meine Lebensmittel auf Marken geteilt.

An der Universität sah man elegante Erscheinungen, die auf Abstand hielten, während die Professoren jovial miteinander umgingen und sich größtenteils duzten. Der unbefangene Ton der Berliner Seminare kam nicht auf, so daß ich nur wenige Studierende kennenlernte. Mit einer Fachkollegin machte ich bei Semesterschluß eine zweitägige Wanderung durch die Partnachklamm (fast ohne Proviant!). Sie war die Tochter eines Gutsnachbarn meines Veters und wurde fünf Jahre später seine Frau.

Ich hörte eine brillante Vorlesung von LUJO BRENTANO, einige Stunden bei FRIEDRICH WILHELM FOERSTER, nahm, ohne ein Wort davon zu verstehen, an einer philosophischen Übung teil und – das wurde die Hauptsache – an der Vorlesung von HEINRICH WÖLFFLIN über die deutschen Maler der Romantik. Wir gingen täglich ins Museum, verweilten lange vor einzelnen Bildern und sogen uns voll damit. Dazu die herrlichen Kirchen der Stadt, die Schlösser und Klöster der Umgebung, die sommerliche Voralpenlandschaft. Vom Krieg war hier so gut wie nichts zu spüren. Selbst die Sorge um die gefährdeten Freunde an der Front schien in die Ferne gerückt und konnte das rauschhafte Lebensgefühl von sinnerfüllter Freiheit nicht dämpfen.

Aus dem Rahmen meines Alltags herausfallend war nur eine seltsame Bekanntschaft. Auf der Heimfahrt aus Mittenwald, wo ich mit meiner Mutter die Pfingstferien verbracht hatte, waren zwei Herren zugestiegen, die sich über ein Fraunhofer-Fernrohr unterhielten, das noch heute unübertroffen sei; das habe ihm DR. CZAPSKI vom Jenaer Zeisswerk selber gesagt, meinte einer der beiden. Als er hinzufügte „vor zwei Jahren“, mischte ich mich ein: daß mein eben zitierter Vater schon vor neun Jahren gestorben sei. Es gab eine laute erfreute Begrüßung. Vorm Aussteigen entriß der Herr seiner Frau einen riesigen Rosenstrauß, den er mir in den Arm drückte, notierte meine Adresse und gab mir seine Visitenkarte. Es war OSKAR VON MILLER, der Gründer und Leiter des Deutschen Museums. Beim Einsteigen in unser Abteil 3. Klasse hatte er zu seinem zögernden Begleiter gesagt: „Als Staatsrat habe ich Freifahrt Erster; aber mit denene Stiesele fahre ich net.“ Nicht lange danach stand vormittags ein blau livrierter Knabe vor meiner Tür mit einem Billet – ich wurde zum Mittagessen eingeladen. Es war Sonnabend. Ich hatte morgens auf der Bank nach meinem Wechsel gefragt, aber kein Geld abholen können; meine Barschaft betrug 41 Pfennige.

Das Essen wurde in einem großen, durch schwere Vorhänge dämmrigen Raum eingenommen. Das massive Ehepaar saß nebeneinander auf einem niedrigen Sofa,

ich gegenüber auf einem Louis-Seize-Stuhl als einziger Gast. Der blau livrierte Knabe servierte ein mir unbekanntes bayrisches Gericht und Bier, wovon ich aber niemals auch nur gekostet habe. Nach Tisch forderte mich HERR VON MILLER auf, mit ihm an den Starnberger See zu fahren, wo in seinem großen Besitztum das Fernrohr aufgestellt sei. Wir trafen die Töchter mit einigen eleganten jungen Leuten beim Tennisspiel an; niemand nahm Notiz von mir. Mein Gastgeber begleitete mich den weiten Weg zur Bahn zurück und löste für mich die Fahrkarte. So verblieb mir genug Geld, um am nächsten Tag bei herrlichem Wetter einen Ausflug ins Isartal zu machen; bei Brot und Quellwasser, ohne Hunger und Müdigkeit, genoß ich einen glücklichen Sonntag.

Es folgte eine Einladung ins Deutsche Museum, wo mir besonders die optische Abteilung erläutert wurde, die mein Vater eingerichtet hatte. Meine Freunde hofften insgeheim, der einflußreiche Staatsrat werde Beziehungen haben und uns später zu einer Anstellung verhelfen. Es gab keine Arbeitslosigkeit, aber um eine gute Stellung zu bekommen, brauchte man Empfehlungen. Die Verbindungsstudenten wurden dank der Beziehungen ihrer „alten Herren“ leichter angestellt als die Freideutschen unseres Kreises.

IV. Intensives universitäres Heidelberg

Für mein Fachstudium hatte das Münchner Semester wenig erbracht, so daß ich die Zelte abbrach und nach Heidelberg wechselte, wo die Nationalökonomie einen hohen Ruf genoß. An einem tristen Spätherbsttag ankommend, suchte ich ein Zimmer. Im Gegensatz zu dem strahlenden München, wo wir in Parks und Cafés gesessen hatten, inmitten fröhlicher, heiterer, oft eleganter Leute, wirkte Heidelberg kleinstädtisch und ärmlich. Die Häuser waren verwohnt; die Zimmer für Studenten altmodisch, muffig, mit abgerissenen Tapeten und trüben Fenstern. Das zunächst gemietete Zimmer mußte ich sofort aufkündigen, weil durch die Verbindungstür Familiengespräche und Tabakrauch herüberdrangen. Ich fand ein ruhiges unten am Schloßberg in einem ehemaligen Patrizierhaus mit großen, französischen Fenstern und einem Kachelofen, den man mit den zuge teilten zwei Briketts und aus feuchtem Zeitungspapier geformten Kugeln gerade so warm bekam, daß das Wasser im Waschbecken nicht einfro. Um den Studierenden eine Zuflucht zu bieten, blieben die Seminarräume bis abends 10 Uhr zugänglich. Wer viel dort arbeitete, hatte einen eigenen Schlüssel; Kontrolle gab es nicht. Einmal wurden zwei Kisten voll Bücher mit dem Seminarstempel angeliefert, die die Eltern eines gefallenen Studenten in seinem Zimmer gefunden hatten; er hatte sie eigenmächtig der Bibliothek entnommen und behalten. Jetzt gab es eine Mensa: Haferflocken mit Salat, Hering süß angemacht und Steckrüben sind mir noch in Erinnerung; zwei Pfund Brot für die Woche. Aber das alles focht uns nicht an. Im Mai erblühte die ganze Stadt und duftete nach Jasmin, in den Kastanienwäldern überm Schloß konnte man stundenlang spazieren gehen, ohne jemanden zu treffen, vom Philosophenweg überm rechten Neckarufer sah man in der Ferne wie ein Juwel den Speyrer Dom.

Es begann eine Zeit intensivster Arbeit. Geselligkeit entfiel wie überall, selten ging man ins Theater oder zu einem Konzert. Ich hatte einen vollen Stundenplan, und

wie immer standen die Seminare im Mittelpunkt. Man lernte die Vielfalt der Universität nutzen und in seinem eigenen Fachgebiet streng und wissenschaftlich zu arbeiten. Meine Fachlehrer waren der Kulturwissenschaftler EBERHARD GOTHEIN, die Nationalökonomin und Soziologin EMIL LEDERER und EDGAR SALIN sowie der Finanzwissenschaftler J. P. ALTMANN. GOTHEIN veranstaltete jede Woche mit uns Studienbesuche in Fabriken und Gewerbebetrieben mit Führung durch die Produktionsstätten und anschließenden Gesprächen mit Direktion und Betriebsleitern über Arbeitszeit, Sozialleistungen und Marktlage. Über mein Fachgebiet hinaus führten mich philosophische Vorlesungen. Ich hörte mit zäher Vergeblichkeit bei HANS DRIESCH über das psycho-physische Ich, mit Interesse bei HEINRICH RICKERT über sein Wertsystem und gastweise bei KARL JASPERS über KIERKEGAARD. JASPERS, durch Tuberkulose geschwächt, mußte mit der Taxe zur Universität kommen, desgleichen RICKERT, weil er Platzangst hatte; seine Frau geleitete ihn bis ans Podium. Später nahm ich zusätzlich die Fächer Staats- und Verwaltungsrecht auf, die von GERHARD ANSCHÜTZ so attraktiv vertreten wurden, daß ich sie anstelle von Philosophie als Examensfach wählte.

Ich hatte von meiner mütterlichen Freundin eine Empfehlung an Frau DR. ALTMANN-GOTTHEINER, die in Mannheim die Fachschule für soziale Frauenberufe leitete. Ihr Mann war Professor sowohl an der Handelshochschule Mannheim wie an der Heidelberger Universität. Nach meinem ersten Heidelberger Semester bot er mir an, seine Assistentin in Mannheim zu werden mit 24 Stunden Arbeitszeit wöchentlich und 150 Mark Gehalt (so hoch wie mein Monatswechsel). Ich nahm an und legte meine Arbeitszeit auf die Mittagsstunden, nach intensiver Morgenlektüre von KARL MARX' „Das Kapital“. Am späten Nachmittag fuhr ich nach Heidelberg zum Studium. Meinen Wohnsitz hatte ich nach Mannheim verlegen müssen, weil ich dort Steuern zahlte. Von meiner Vorgängerin übernahm ich eine hübsche Dachwohnung mit Blick auf den Rhein. Aber die Hausleute, die für Mahlzeiten gesorgt hatten, zogen aus, und ich war auf Selbstverpflegung angewiesen, hielt mich an Kirschen und Erdbeeren und wurde krank. Mit heftigen Schmerzen ging ich in die Heidelberger chirurgische Klinik zu einer Blinddarmoperation, wurde aber im letzten Augenblick mit Diagnose „Ruhr“ in die medizinische Klinik verlegt. Ein Sonnenstrahl fiel in meine Krankenstube, als eines Morgens ein fremder Arzt mit „Mein liebes Fräulein CZAPSKI . . .“ auf mich zustürmte und mich mit freundlichen Worten über meinen Vater überschüttete, dessen frühen Tod er in Jena miterlebt hatte. Es war der Chef der Klinik LUDOLF KREHL, der einige Tage Fronturlaub dazu benutzte, um in seiner Klinik nach dem Rechten zu sehen. Ich bekam ein Einzelzimmer und konnte bei Wassersuppe, Kakao und Zwieback geduldig ausharren, bis ich sehr schwach aber schmerzfrei entlassen wurde. Das Semester ging fast ohne Gewinn für mich seinem Ende zu. Ich hatte nur spätnachmittags und abends in Heidelberg an Vorlesungen und Übungen teilnehmen können, hatte den Kontakt mit den Kommilitonen fast verloren und (auf Jahre hinaus) meine Gesundheit eingebüßt. Anlaß genug, meine Assistentenstelle zum Semesterschluß zu kündigen.

Nachdem ich die Pflichten einer Assistentin abgeschüttelt hatte, konnte ich an eine Dissertation denken. Ich tastete verschiedene Themen ab und wurde dann von ALTMANN angeregt, auf Grund meiner eigenen Erfahrungen die unterschiedliche Handhabung der Kriegsfamilien-Unterstützung in einigen großen Städten darzustellen. Die vorlesungsfreien Wochen im Herbst 1917 benutzte ich zu Reisen in

fünfzehn Städte, sprach ausführlich mit den amtierenden Persönlichkeiten (alle waren ehrenamtlich tätig!), nahm Einblick in die Akten und suchte mir von der jeweils besonderen Situation der Kriegsfamilien ein Bild zu verschaffen. Vor der Fülle des Materials stand ich zunächst ratlos, weil ich nicht gelernt hatte, damit umzugehen. Es fehlte mir völlig eine soziologische Grundlage, um die Situation beschreiben zu können. Ich hätte mein Studium bedeutend ausweiten müssen, wenn ich etwas Wesentliches zum „Problem der Bedürftigkeit“ hätte beitragen wollen. Jedoch setzte ich mir ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz nur das Ziel zu promovieren, was damals der einzige Studienabschluß für mein Fachgebiet war, um einen Beruf ergreifen zu können. Denn ich glaubte geradezu zu spüren, wie dringend Fachkräfte im sozialen Bereich gebraucht wurden. Das Elend vieler Familien und ihre Unfähigkeit, sich selber helfen zu können, stand mir täglich vor Augen.

Bei der Rückkehr nach Heidelberg bezog ich ein kleines Zimmer im letzten Haus vor dem Schloß, am Schacht der Bergbahn gelegen; die Wagen fuhren dicht an meinem Fenster vorbei. Aber nachts war Ruhe, ein kleiner Gasheizofen rettete mich vor der Kälte, und es herrschte eine gute Atmosphäre in dieser Pension garni, das Schönste war der große Schloßpark, den ich in wenigen Schritten auch bei Nacht erreichen konnte.

Die nächsten Monate waren überschattet von den militärischen Mißerfolgen und zunehmender Verarmung. Ein Ende war unabsehbar, und doch glaubte niemand an Niederlage. GOTHEIN vertrat lautstark in Vorträgen den deutschen Anspruch auf das Becken von Erzbrüey. Die Sozialisten mit LEDERER diskutierten einen dringend notwendigen Umbau von Staat und Gesellschaft; ANSCHÜTZ schrieb zu unserem hellen Vergnügen unter ein riesiges Plakat der nationalistischen Vaterlandspartei mit „Seid einig, einig, einig“ in großen Buchstaben „Wir sind ja alle einig – ohne Euch!“

In den Seminaren gab es nur noch wenige männliche Teilnehmer, als Gäste manchmal verwundete Soldaten. In verschiedenen Seminaren auftauchend und wieder verschwindend, diskutierte mit uns leidenschaftlich ERNST TOLLER. Zwei österreichischen Komilitoninnen, die ihm nahestanden, wurde zu Neujahr die Wiedereinreise nach Deutschland untersagt. Sie hatten gerade über dies staatsrechtliche Thema eine Arbeit im Seminar bei ANSCHÜTZ vorgetragen . . .

An den Sonntagen suchte ich den düsteren Gedanken und dunklen Bücherstuben zu entfliehen, machte allein große Spaziergänge, lag im Mai in den blumenreichen Wiesen unterm Dilsberg und streifte im Herbst durch die mostseligen Dörfer. Oft fuhr ich nach Heppenheim, wo mein jüngerer Bruder zur Schule ging und mit zwei Kameraden bei einem Lehrerehepaar wohnte. Zu diesem Kreis gesellte sich gern als Freund und Nachbar MARTIN BUBER mit philosophischen und gesellschaftspolitischen Fragen, die uns in unbekannte Gedankengänge führten. Er schätzte diese „pädagogischen“ Gespräche mit jungen Leuten und hat sie später an der Volkshochschule fortgeführt.

Mehrmals während des Sommers besuchte ich in naiver Selbstverständlichkeit die Odenwaldschule und bekam bei Tisch stets meinen Platz neben PAUL GEHEEB, der anschließend mit mir durch das Schulgelände ging, ein Reh an seiner Seite. Er war wortkarg; wo etwas nicht in Ordnung war, griff er sofort zu. Einmal hob er wie spielend einen großen Baumstamm aus dem Weg. Sommers und winters traf man

ihn mit kurzer Hose und Sandalen. An anderen Sonntagen besuchte ich mit gleicher naiver Unbefangenheit die „jours“ von MARIANNE und MAX WEBER, wo sich ein kleiner Kreis von Professoren zu philosophischen Gesprächen traf, bei denen auch Studenten geduldet wurden. Stets kamen JASPERS, LEDERER und einige jüngere Dozenten wie SALIN. Wir hörten schweigend zu, verstanden nichts und ließen uns gern von MARIANNE WEBER zu anderen Gesprächen mit politischen und feministischen Themen beiseite locken. Das Professorengespräch war mir nur zugänglich, wenn es konkret wurde. So vertrat MAX WEBER die These, daß Schülerschaft nur gewonnen werden könne, solange man selbst noch auf der Suche sei; ein perfektes System habe keinen produktiven Einfluß. Das war deutlich gegen RICKERTS „System der Werte“ gerichtet.

Unser Jenaer Freundeskreis, die „Seraleute“, wie wir uns nach dem feierlich-ironischen Refrain eines Tanzes nannten, hatte verabredet, daß alle Teilnehmer an eine Adresse schreiben sollten, um uns von dort aus durch Rundbrief die Nachrichten der anderen zukommen zu lassen. MARTHA HÖRMANN, die ihr Studium eben abgeschlossen hatte und als Lehrerin in Bremen tätig war, übernahm mit einführender Sorgfalt diese Aufgabe während der ganzen Dauer des Krieges. So konnte jede Gelegenheit für Einzelbriefwechsel oder Begegnung genutzt werden, und der Zusammenhalt des Kreises blieb erhalten. Die große räumliche Trennung, die Seltenheit des Wiedersehens und die fremden Erlebnisse bewirkten nicht eine Lockerung der Beziehungen, sondern im Gegenteil eine gefühlsgesättigte Intensivierung. Man war mehr denn je mit den fernen Freunden beschäftigt, schrieb Briefe, schickte Bücher und Päckchen und fühlte das eigene Leben auf das der Freunde bezogen. Der Wunsch nach Zusammensein steigerte sich.

Im Briefwechsel mit den befreundeten Frontsoldaten verhielten sich beide Seiten wie auf Verabredung „tapfer“. Die Soldaten beschrieben ihren Tagesablauf im Unterstand, ihre Kameraden und ihren Einsatz so, als ob es sich um Abenteuer handle, bei denen man sich bewähren müsse, denen man aber gewachsen sei. Wir in der Heimat verrieten nichts von dem Mangel an Nahrung, Heizung und warmer Kleidung und auch nicht andeutungsweise, daß jeder von uns „in kummervollen Nächten auf seinem Bette weinend saß“, sondern schilderten den Alltag ohne Sentimentalität. Auch im täglichen Umgang und gegenüber der eigenen Familie verbargen wir unsere Seelenlage. Nur einmal habe ich meine Haltung verloren. Als mich meine Mutter im Frühsommer 1917 in Heidelberg besuchte, brach ich bei ihrem Abschied fassungslos in Tränen aus mit den Worten: „Wenn ich nur an den Sommer denke ...“ Ich sollte Recht behalten; die verlustreiche Flandernschlacht stand bevor.

Der Krieg war zum Dauerzustand geworden; es wurde sinnlos, noch jahrelang auf sein Ende zu warten und wichtige Entscheidungen bis zu einem unbestimmten „Später“ aufzuschieben. Seit Jahren war ich mit WILHELM FLITNER eng befreundet, wir hatten uns in letzter Zeit fast täglich geschrieben (Feldpost war portofrei) und gemeinsame Pläne für die Zukunft angedeutet. Da er in ständigem Einsatz an der Front war, konnten wir nur die seltenen Urlaubstage miteinander verbringen. Im Bewußtsein, daß die Verhältnisse nach dem Krieg genauso unsicher und unüberschaubar sein würden wie jetzt, und von dem Wunsch durchdrungen, den Weg durch das Gestrüpp miteinander zu gehen, schlossen wir Weihnachten 1917 die Ehe. Nach

vierzehn Tagen, die wir bei klirrendem Frost auf der Wartburg und in meinem Elternhaus verbrachten, kehrte mein Mann an die Front und ich nach Heidelberg zum Studium zurück. Bis zum Kriegsende haben wir nur noch einmal zwei Urlaubswochen miteinander verlebt.

Die politische Atmosphäre in der Studentenschaft verdichtete sich. Die Gegensätze wurden schärfer artikuliert. Wir diskutierten bis tief in die Nacht. Während der militärischen Erfolge war die Stabilität der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse spürbar gewesen. Jetzt machte sich Unsicherheit breit. Freund CAR-NAP schickte Rundbriefe mit Friedenspropaganda und brachte eine Diskussion in Gang. Aber als ich ihn fragte, ob dadurch die Wehrbereitschaft erschüttert und Deutschlands Niederlage bewirkt werden könne, wies er diese Möglichkeit weit von sich. Das Militär hielt sich unangefochten als stabilster Faktor im Staat, während andere Stützen des gesellschaftlichen Systems brüchig wurden. Der Verfall einer gepflegten Lebenshaltung war augenfällig. Man sah vornehme ältere Herren in abgetragenen Mänteln und schadhafte Wollhandschuhe Schlange stehen. Verhärmte Frauen, blasse Kinder, fadenscheinig gekleidet, und kriegsverletzte Soldaten beherrschten das Straßenbild – Oberfläche eines sozialen Wandels, den man zu ahnen begann. Dennoch rührten sich nirgends Kräfte des Widerstands. Die Veränderungen wurden schicksalhaft hingenommen. Kaum jemand fühlte sich nicht im Dienste zur Aufrechterhaltung des Krieges.

Der Universitätsbetrieb bekam einen schleppenden Gang. Bei den Vorlesungen waren die Bänke nur noch lückenhaft besetzt. Meine Jenaer Hausgenossin Ali arbeitete wie viele in der Munitionsfabrik. Der Druck, sich der „Heimatfront“ zur Verfügung zu stellen, nahm zu. Ich hatte die Sammlung und Sichtung des Materials für meine Doktorarbeit abgeschlossen und hätte jetzt an die Ausarbeitung gehen müssen; aber wo ließ sich die innere und äußere Ruhe dafür finden? Für die mündliche Prüfung war ich hinreichend vorbereitet; im Nebenfach Staats- und Verwaltungsrecht hätte ich es mit Volljuristen aufnehmen können. Schließlich gab ich beim Abschluß des Sommersemesters 1918 dem fortgesetzten Druck nach, das Studium zugunsten einer Sozialtätigkeit zu unterbrechen und meldete mich für das besetzte Belgien, mit Lobsprüchen vom Rektor beurlaubt. Bei meinem Aufenthalt in der Etappe hoffte ich insgeheim auf gelegentliche Begegnungen mit meinem Mann, der in Flandern im Einsatz stand.

In Brüssel war meine Dienststelle so großzügig, mir zunächst ein paar freie Tage einzuräumen, um die Stadt kennenzulernen. Dann wurde ich in meine Aufgabe eingewiesen: mich um die bei der Armee beschäftigten jungen Frauen zu kümmern. Ich wohnte wie diese in einem luxuriösen Hotel mit pompösem französischem Bett und seidenen Vorhängen. Aber wie ich bald zu meinem Erstaunen herausfand, hatten soldatische Freunde der Mädchen Tag und Nacht freien Zugang. Es kam nicht weit mit meinem Einsatz. Belgien wurde geräumt und ich wurde bald abgeschoben, gerade rechtzeitig zu Beginn des Wintersemesters. Kurz danach brach die Westfront zusammen; verwilderte Truppen aus der Etappe strömten durch die Stadt. Frau JASPERS beglückwünschte mich zu der baldigen Heimkehr meines Mannes. Als ich Besorgnis äußerte, daß man sich an ihm als Offizier vergreifen könne, tröstete sie mich im Vertrauen auf mich: daß *mein* Mann seine Leute bestimmt nicht schikaniert habe; ihn selbst kannte sie nicht.

Wieder wie bei Kriegsausbruch fühlten wir Frauen die Verpflichtung, uns für die augenblicklich dringenden Aufgaben zur Verfügung zu stellen. In Heidelberg sah ich dafür keine Möglichkeit und schrieb nach Jena und Berlin, ob Hilfe gebraucht werde. Bald kam aus Jena ein Telegramm: „Hilfe braucht Sie dringend“. Meine eifrigste Gesprächspartnerin in den Berliner Semestern hatte als Jenaer Studentin Fabrikarbeit im CARL-ZEISS-Werk übernommen und war bei dem plötzlichen Stop aller Kriegsindustrie zu Sozialarbeit herangezogen worden. Tausende von Frauen mußten entlassen, ihre Rückführung in das zivile Leben sozial geregelt werden. Das dauerte einige Wochen, es hatte sich eigentlich für mich kaum gelohnt, deswegen nach Jena zu kommen. Aber irgendwo mußte ich jetzt auf die Heimkehr meines Mannes warten. Wochenlang war die Feldpost ausgeblieben, dann kam ein Lebenszeichen, in dem der Ort, wohin ich Nachricht geben sollte, verstümmelt war. Glücklicherweise lief ich noch nachts zur Post und wickelte nicht, bis endlich der mir unbekannte Ort ausfindig gemacht war. Am 13. Dezember 1918 konnten wir uns in Eisenach umarmen.

V. Hürden auf dem Weg zur Promotion

Wir fanden Unterkunft in meinem Elternhaus, in das auch mein Bruder mit seiner Frau einzog. Nach einigen Wochen kam unsere älteste Schwester mit ihren drei Buben hinzu, während ihr Mann als Direktor einer Deutschen Schule in Brasilien noch eine Zeit lang amtieren mußte. Die einquartierte elfköpfige Familie aus dem Rheinland war dorthin zurückgekehrt. Während der Wintermonate suchten wir vier Familien uns in dem gemeinsamen Haushalt einzurichten. Für alle zugeteilten Lebensmittel mußte man anstehen, oft vergeblich, wenn das Schild „Alles alle“ an der Ladentür erschien. Die Briketts für die anstelle der Zentralheizung gesetzten Öfen mußten im Leiterwagen geholt werden. Wir gingen stundenlang über die Dörfer, um bei den Bauern Kartoffeln zu erbetteln. Unendlich viel Zeit kostete die Wohnungssuche.

Mein Mann mußte seine zweijährige (unbezahlte!) Referendarzeit zuende führen. Wir hatten etwas erspartes Geld, aber kein Einkommen; mein Erbteil und meine vom Vater gesicherte Aussteuer waren durch Kriegsanleihen zunichte geworden. PAUL GEHEEB bot eine Lehrerstelle in der Odenwaldschule an, widerrief aber seine Zusage. Einige Unterrichtsstunden am Mädchengymnasium und schließlich eine Hilfslehrerstelle an der Oberrealschule halfen über die ersten Monate hinweg.

Anfangs versuchte ich, meine Doktorarbeit zum Abschluß zu bringen, wobei mir der lang ausgezogene Eßtisch zum Vergleichen der Statistiken zunutze kam. Es war klar, daß ich unter den gegebenen Verhältnissen nicht nach Heidelberg zurückkehren, sondern das Examen nur in Jena machen konnte. Um die dortigen Professoren kennenzulernen, besuchte ich zu Beginn des Sommersemesters 1919 einige Vorlesungen und Seminare, wo Frauen jetzt weitaus in der Minderheit waren. Als sich bei der Verteilung von Referaten niemand für ein schwieriges Thema bereit fand und ich mich schließlich zögernd meldete, löste das ein allgemeines lautes Scharren aus. Es war das einzige Mal, daß mir in meinem Studiengang Frauenfeindschaft begegnet ist. Man durfte sich nicht wundern, daß die von der Front heimkehrenden Studenten

mit Neid auf die Frauen sahen, die inzwischen hatten studieren können und ihnen die Stellen streitig machten. Ich zog vor, mich nicht wieder in den Seminaren sehen zu lassen und gab nach kurzer Zeit unter dem Druck der ärmlichen Lebensverhältnisse das Studium zunächst auf.

Im Frühsommer sorgte mein aus Japan heimgekehrter ältester Bruder dafür, daß wir als Provisorium – für fünf Jahre! – die kleine Dachwohnung im Elternhaus bekamen, die die Tante als Klavierlehrerin innehatte, so daß wir einen eigenen Hausstand begründen konnten. Ich hatte in Heidelberg in der „Möbelbeschaffungsstelle für Kriegsgetraute“ einige einfache Biedermeiermöbel erwerben können. Die zerschlissenen Stuhlpolster bezogen wir neu mit Stoffresten aus abgetragenen Anzügen und befestigten sie mit den alten Nägeln.

Im April 1919 wurde die Volkshochschule in Jena eröffnet, wodurch sich unser Leben vollständig veränderte. Eines Abends kamen die Professoren NOHL und WEINEL zu uns, um meinen Mann für die Geschäftsführung zu gewinnen. Da er verreist war, die Sache aber keinen Aufschub duldete, entschied NOHL kategorisch, daß ich das erste Vorlesungsverzeichnis zusammenstellen müsse, was mir nach vielen Gesprächen mit den Dozenten auch gelang. Von nun an war jeder Tag übervoll besetzt, teils in der Geschäftsstelle, mehr noch durch Hospitieren bei den Dozenten. Nebenher entwickelte sich ein unkonventionelles geselliges Leben, das bis in unsere kleine Wohnung drang und zu Wanderungen und Festen im Freien führte und zu langen tiefgründigen Gesprächen. Das undogmatische Philosophieren als Lebensweisheit verband Menschen verschiedenen Standes und Berufs.

Den Plan zu promovieren gab ich nicht auf. Trotz der kärglichen Lebensbedingungen (Kochen ohne Fett, Waschen ohne Seife ...), inmitten des Trubels der Volkshochschule und voll hingeeben der Pflege unseres ersten Kindes, brachte ich die Resultate der Doktorarbeit zu Papier und nahm einen Anlauf, gemeinsam mit meinem älteren Bruder das Examen zu machen, spürte aber bald, daß ich den Anforderungen nicht gewachsen war. Als aber 1925 ein Beschluß der Universitäten bestimmte, daß vom 1. August an die Drucklegung der Dissertation wieder obligatorisch sei, mußte ich diesen Spielraum nutzen, wenn ich überhaupt noch zur Promotion gelangen wollte; denn den Druck der Arbeit hätte ich nicht bezahlen können. Mein Mann widerriet mir; der akademische Titel hatte für ihn an Wert verloren, seitdem ihm in der Volkshochschule bei unakademischen Menschen so viel Lebensweisheit und originelles Denken begegnet war, daß er sich aus der konventionellen Honoratiorengesellschaft zurückgezogen hatte. Aber ich spürte die Verpflichtung, mein Studium zum Abschluß zu bringen, auch wenn das nur mit zäher Anstrengung neben einem Haushalt mit nunmehr zwei kleinen Kindern möglich war. Gemeinsam mit einer jüngeren Studentin arbeitete ich mich durch die neuere Literatur in meinem Fachgebiet. Und allein studierte ich unsere neue deutsche Verfassung. Mit dem Kaiserreich war das Lehrgebäude des bisher so eifrig betriebenen öffentlichen Rechts zusammengebrochen und kein Thema mehr für eine Prüfung. Nottedürftig vorbereitet, meldete ich mich und promovierte im Mai zum Dr. rer. pol. Mein Mann holte mich ab, und wir feierten mit einem Stück Apfelsintorte. Es war der einzige Besuch einer Konditorei in meiner Jugendzeit außer einem in meinem ersten Schuljahr. Meine Mutter zeigte sich hochofrenut über das erreichte Ziel. Ich selbst atmete auf, von einer Last befreit.

Über diese innere Bereinigung hinaus erwies sich der Abschluß des Studiums als unabsehbarer Gewinn. Es eröffnete sich mir das weite Feld verantwortungsvoller Aufgaben für akademisch gebildete Frauen, das man mir in meiner Jugend vor Augen gestellt hatte. Schon bald nach dem Examen ergab sich mir – für über zehn Jahre hin in Jena und Kiel – die Mitarbeit bei der Schriftleitung der neuen wissenschaftlichen Zeitschrift „Die Erziehung“. Nach dem Umzug von Kiel nach Hamburg 1929 und nach der Geburt unseres vierten Kindes begann ich in der Volkshochschule „Gespräche mit Eltern über Kinder“ (jeweils 25 bis 30 Doppelstunden im Jahr), die ich in Variationen bis 1964 durchgeführt habe, unterbrochen in den Jahren 1933–1945, während derer ich ähnliche Kurse in geringerem Umfang im Rahmen der Evangelischen Kirche durchführen konnte. Nach 1945 ergab sich ein Lehrauftrag als Dozentin am Sozialpädagogischen Institut in Hamburg; auch den Gesprächskreis für berufstätige junge Frauen und Mädchen über Lebensfragen nahm ich wieder auf. Ich hatte inzwischen mein Fachgebiet durch pädagogische Studien und psychagogische Lehrgänge bei KURT SEELMANN in München und ANNEMARIE SÄNGER in Heidelberg erweitert und beteiligte mich nun an den Tagungen des Deutschen Frauenrings und anderer Organisationen, veröffentlichte Aufsätze und eine Broschüre über Sittenvergehen an Kindern und hielt Vorträge im In- und Ausland. Die vordringlichste Aufgabe bestand damals darin, ein staatsbürgerliches Verständnis zu entwickeln und Frauen zur Mitarbeit bei öffentlichen Aufgaben auszubilden und heranzuziehen. Seit Gründung des Deutschen Kinderschutzbundes 1953 wurde dies mein wichtigstes Arbeitsfeld. In engster produktiver Zusammenarbeit mit dem Gründer Professor FRITZ LEJEUNE übernahm ich den Vorsitz im Landesverband Hamburg und zeitweise das Amt der Vizepräsidentin des Bundes, der sich inzwischen von seinen mühsamen und bescheidenen Anfängen zu einer großen einflußreichen Organisation entwickelt hat und sich bemüht, die Familie gesellschaftlich, ökonomisch und in ihrer ethischen Bewertung aus ihrer Rolle als Stiefkind der Politik zu befreien, ihr Hilfe zukommen zu lassen, sie in ihrer Würde zu achten und sie in der Gesellschaft zur Anerkennung zu bringen.

Alle diese Tätigkeiten nahm ich wahr mit der Absicht, auf die Gestaltung der sozialen Praxis Einfluß zu nehmen. Sie eröffneten sich mir auf der Grundlage eines breitgefächerten Studiums und der Promotion, so daß ich mit großer Dankbarkeit daran denke, daß mir ein Studium ermöglicht wurde.

Abstract

Women in the University During the First World War – An Autobiographical Report

The author tells of her school days up to the final examination, which she passed in 1915 at a Thuringian secondary school for girls as one of the first women to do so. The account of her experiences as a student in Berlin, Munich, and Heidelberg (she took up law and political economy) illustrates the special opportunities for female students at German Universities during the First World War. Social services during and domestic duties after the war delayed the doctorate, which she obtained in Jena in 1925 and which then opened up a great number of opportunities to work with charitable associations and in the educational field up to the Third Reich and after 1945.

Anschrift der Autorin:

Dr. Elisabeth Flitner, Im Schönblick 14/I, 7400 Tübingen 1.